

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Nocturno.

Von Josef Maria Frank.

Es war in der Fröhnacht gewesen, die auf den ersten Tag folgte, an dem warm und sonnig der Fröhnling wie ein Versöhner in die Großstadt kam.

Irgendwo unten, zwischen Geschäfts- und Armelentevierteln, in einer jener Mietkasernenstraßen, auf deren Namen man nicht achtet, weil es ihrer zuviel gibt, in denen die Häuser wie schmutzige morsche Säрге in die dumpfe von Gemüse- und Fischkellern, Trödelkram und gewaschener Kinderwäsche muffig gewordene Luft sich hochauf stellen und sich gegenseitig die Sonne nehmen, in einer Querstraße, in der tagsüber blasse, bleichsüchtige und unterernährte Kinder mit billigem, zusammengestülcktem Spielzeug spielen und nachts kein Laut die Stille stört als höchstens die monotonen gleichmäßig verhallenden Schritte einer Polizeipatrouille, ab und zu das langgezogene Wimmern eines Kindes aus einer der vielen Stuben oder das Keifen, Poltern und Klirren eines nächtlichen Pantles, ein rülpfendes Vallens eines Betrunknen, der aus der Eckneipe stolpert, oder ein verhaltener Zuruf, ein freches Gelächter einer Dirne, die an der Ecke oben lauert, an der in regelmäßigen Abständen die Hochbahn über das unheimlich knirschende Eisengerüst zur Peripherie der Stadt faßt, die hier kaum und nur in weiten Abständen von einer dunstigmilchig flackernden Gaslichtkugel erhellt ist.

Es war um Mitternacht. Ich war auf dem Heimwege von einem Vorstadttheater, einem Zwischending von Kleinkunstbühne, Kabarett und Varieté, das die Presse zu einer sogenannten Premiere eingeladen hatte.

Der übliche Bildstreifen hatte sich dort abgerollt: ein weißbepudertes und blutrotgeschminktler Clown mit Stehaufhaaren, Miniaturhütchen, groteskem Frack hatte seine harmlosen Späße, die er Abend für Abend verabreichen muß, auch wenn sie ihn anekeln, dem wiehernenden Publikum geboten. (Ein armer Kerl, der sicherlich außerberuflich weniger zu Späßen aufgelegt sein mag, wenn er seine so-oder-sovielköpfige Familie und gleichzeitig seine spärliche Bage anseht!) Ein armes bleichsüchtiges Mädel im aufgebesserten Bühnensüßhüchen hatte mit krampfhaft verzogenem lächelndem Arme und Beine verdreht und sich als die von der Direktion so bezeichnete Schlangenmenschenproduktion erwiesen; ein Komiker hatte mit Routine und resigniertem Gesichtsausdruck, Tendenzmache und geistreichen Wähen aus dem sein Schönglänzdafein ermöglichenden Publikum Nachwelle auf Welle hervorgeleckt; ein paar Aktobalen hatten den Wein- und Biertrinkern und zahlenden Gästen zur Unterhaltung auf schwankender Leiter ihr bißchen Leben riskiert; einige nackte Mädel, die mit pendelnden Hängebrüsten und verträglich verpöschelten Reizpupillen als lebendiges Jochimbin den geilen Männlein und lesbischen Fräulein den knirschigen Eros vorgezogen hatten; ein kleines Theaterstück, das aus Joten bestanden hatte und von sachmännischen Croitkern augenzwinkernd bewiebert und von Baien in jener fatalen Säm, die Bände spricht, beschwiegen wurde. Es war der übliche Bildstreifen, dem nur der Titel fehlte: „Rummel!“

Ueber dem vollgepfropften Lokal hatte feuchte Schwüle gelegen, wie der Leiberschweiß sie ausstrahlt, mit Wein- und Bierdunst und Zigarren- und Zigarettenrauch vermischt. Das Publikum hatte sich lösslich amüsiert; aus dem Stimmengewirr in den Pausen hatte man größendes Lachen, lautes Prosten, aufreizendes Röhren und unterdrückte Schreie ausbilden hören. Läppische Männerarme waren um schmale Mädelentailen geschlungen; zuckende heiße Hände hatte man klopfendes Fleisch betasten gesehen. Man hatte lecke und süßlich-süchtige Schlagerteile im wiegenden Publikum summen gehört, ebenso wie das Rascheln der zerknitterten Scheine und das blecherne gelangweilte Zähnen der Ober: „Eintaufend — zweitaufend — fünftaufend — zehntaufend — zwanzigtaufend —“. Die Scheine flogen gleichgültig auf die Tische; ab und zu eine aufreizende Musikfanfare, ein knallendes Händeklatschen, das den Rummel durchpöschte.

Von dort war ich auf dem Heimwege, als ich mich an der Ecke jener Straße befand, um Mitternacht und im Dunkeln.

Unten rasste die Hochbahn über die Strahlenkreuzung; irgendwo in der Nähe läutete ununterbrochen eine Einbrecherkloche; aus dem Zentrum her klangen gedämpft Autosignale.

Da zerschnitt plötzlich ein grelles Läuten die Luft: zwei blutrote Augen tauchten an der Ecke auf, noch zwei, noch zwei, und drei tausende rote Autos flogen unter ununterbrochenem nervösen Läuten in die Querstraße ab; ich eilte neugierig der Feuerwehr nach.

Die Wagen hielten vor einer der Mietkasernen, die, ein grauenhaftes Bild in der dunklen Straße, von den grellweiß glühenden und karminroten Scheinwerfern eigenartig beleuchtet war. Von dem Wagen zur geöffneten Tür, durch die Feuerwehrleute hin und her eilten, ein neugieriges Spalier schweigender Menschen, Hausnachbarn, Nachtschwärmer, zufälliger Passanten, einiger Dirnen und Zubälter; kein Wort wird laut; nur drückendes Schweigen, grauenvolle Stille, ab und zu ein verhaltendes Flüstern und das rote Licht der sechs Laternen.

Da öffnet sich die Tür; die Köpfe der Zuschauer beugen sich nach vorne; man tritt sich auf die Füße und drängt sich, will sehen, sehen, sehen!

Feuerwehrleute tragen eine Bahre, auf ihr eine Frau, deren Körper starr unter einer Decke liegt, so mager, daß er kaum zu sehen ist, und deren von grauem Haar wirr umflecter Kopf gelblich wie das Wachs einer Leinwandterze ist. Die Bahre wird wortlos auf den Wagen gehoben, der sich wendet und davon fährt.

Ein zweiter Wagen fährt vor. Wieder öffnet sich die Tür. Diesmal liegt auf der Bahre ein Mann, ausgemergelt und nur Haut und Knochen. Bioletl starren aus dem eiseneinblaffen von dem roten Licht umspielten Gesichte zwei Höhlen, wie ausgebrannte, erloschene Augen. Das Auto nimmt ihn auf, wendet und fährt ab, unaufhaltsam läutend, daß es groll und quäsend die Nacht durchschreit.

Das letzte Auto fährt davon; der Menschenkumpen löst sich auf, gestikulierend und debattierend. Aus der Ecke an der Ecke torkeln Betrunkene und grölen: „Wir verkaufen der Omama ihr Häuschen...“; einer von ihnen steht lassend mitten auf der Straße. „Na, nu is se fort, Gott sei dank, die Feuerwehr! Nu is se fort mit die Idioten! Sich ze wajstent! Als ob't Leben nich scheen wärl! So'n Quaschl! Komm Jussav, id wech 'ne Bude, wo wir noch wat triejen! Sich ze wajstent! So 'ne Idioten!“

Und ich erfuhr: die beiden hatten sich vergiftet! Der eine erzählt: wegen Arbeitslosigkeit, der andere: aus Hunger! Eines ist das andere und beides flucht dem Leben und sährt nach Gift. Gift ist Tod und Tod ist Vergessen; wer lebt und hungert, kann nicht vergessen! Und die Menschen sind wie Tiere: sie nehmen einander das Essen und keiner gibt dem anderen, wenn nicht um Lohnes und einer Arbeit willen.

Langsam ging ich nach Hause. Aus dem Dunkel narnten mich eine weißgepuderte Clowngrinasse, ein sich verbogender Komiker, nackte Mädelchen, die Croitl tanzten, ein Schlagler, den irgendwo wieherte, Klirren, wie von Wein- und Likörgläsern, Rascheln zerknitterter Zehntausendmarkscheine, Joten und Rabau. Irgendwo schien eine verzerrte höhnende Frahe mit grünlich schillernden Augen aufzutauschen und zu grinsen: „Rummel!“

Die Frahe verschwand; an ihrer Stelle war ein blaßblaues Gesicht, müde und mager, gequält und gefoltert, mit dunklen Höhlen, aus denen die toten Augen des Messias weinten.

An der Ecke unter dem Hochbahnbogen patrouillierten im Nachtfrost zwei Mädelchen, die mir ihren Leib anboten gegen tausend Mark. Das wären also 10 Zigaretten oder 2 Glas Bier oder ein Viertelpfund Wurst.

Rummel — oder Inferno — oder nur Nocturno...? Die Großstadt schweigt und frist weiter, Menschen, warme, lebendige Menschen!

Etwas über praktische Wohnungshygiene.

Von Dr. med. Robert Marg.

Wenn man einem Berliner Proletarier praktische Ratschläge zur Wohnungshygiene geben will, fällt einem unwillkürlich der Ausspruch Dantes ein „Laßt alle Hoffnung fahren dahin, die ihr hier eintretet“, denn in keiner europäischen Großstadt ist wohl so viel Wohnungselend hinter guterhaltenen Fassaden verborgen, wie gerade in Berlin und wollen deshalb die Ausländer, die von der Wohnungsnot in den Arbeitervierteln hören, bei deren äußerem Anblick nicht daran glauben. Gerade hier ist wie so vieles in Preußen-Deutschland nur Attrappe aus der wilhelminischen Zeit. Schon allein die Wohnungsdichtigkeit, d. h. die Zahl der Bewohner eines Hauses, läßt bei einem Vergleich erschreckende Schlüsse zu. In Berlin wohnen im Durchschnitt 77 Einwohner in einer Kaserne, in London in einem Haus nur 8. Gerade in den ältesten Industrieländern England, Belgien und Frankreich sind die Ein- und Zweifamilienhäuser die Regel, während nach Osten, besonders von Berlin aus die Mietkasernen der Wohnungstyp für den Proletarier werden,

Da in absehbarer Zeit keine Aussicht auf eine großzügige Veränderung der Verhältnisse besteht, trotz der Siedelungs- und Baugenossenschaften, müssen wir uns „auf den Boden der gegebenen Tatsachen“ stellen und versuchen, aus dem Wenigen etwas für den Menschen Gutes zu schaffen. Da wäre zuerst die Frage der Zimmerbelegung. In Deutschland gilt eine Wohnung für überfüllt, wenn pro Zimmer mehr als 5 Personen vorhanden sind, in England aber, wenn es mehr als zwei sind. Also ist eine möglichstste Verteilung zum Schlafen zu empfehlen; dabei soll, wo möglich, jede Person eine eigene Lagerstätte besitzen und wenn irgend möglich auch bei beschränkten Verhältnissen nicht mehr als zwei Personen in einem Bett zusammenschlafen. Hier ist daran zu erinnern, daß die „gute Stube“ ein unnötiger Luxus auf Kosten der Gesundheit und des Wohlbehagens ist; denn dazu wird immer das Beste und von der Sonne am meisten beschienene Zimmer genommen, das das gesündeste wäre. Wenn wir vom Schlafen sprechen, wäre auch etwas über die Betten zu sagen. Am besten sind ein einfaches Unterbett und einige Decken je nach der Jahreszeit. Federbetten sind ja sehr hübsch, aber sie machen sehr warm und tragen zur Verweichlichung bei. Nach Möglichkeit sollen die Betten sehr häufig und sehr viel gelüftet, besonders aber bei Sonnenschein ausgelegt werden. Beim Schlafen ist es sehr ungesund, die Decke über den Kopf zu ziehen, da dadurch die Ausdünstungen des Körpers eingatmet werden und man am Morgen mit dumpfem Kopf erwacht. Es ist auch nicht gesund, im Bett zu lesen, wie es sehr beliebt ist, da durch die liegende Stellung eine übermäßige Anstrengung der Augen erfolgt. Für gute Luft im Zimmer ist Sorge zu tragen; also herzhast lüften. Sehr gesund und erfrischend ist, im Winter in einem ungeheizten Zimmer zu schlafen.

Ueber die Beleuchtung ist folgendes zu sagen. Das Licht soll von links kommen, damit man sich nicht selbst Schatten auf die Arbeit oder die Bettüre wirft. Das beste Licht ist das Tageslicht. Leider bringt es in sehr viele Proletarierwohnungen nur in geringem Maße und auf kurze Zeit ein. Von Interesse ist zu wissen, daß gepuzte Fensterscheiben nicht allein ein Gebot der Reinlichkeit sind, und zeigen, wes Geistes Kind die Bewohner, sondern auch in anderer Beziehung eine hygienische Forderung sind. Es wurde nämlich festgestellt, das Glascheiben nach 10 Tagen ein Drittel, nach 4 Wochen zwei Drittel des einfallenden Lichtes zurückhalten, also beträchtlich zur Verdunkelung beitragen. Das künstliche Licht, Gas oder Elektrizität, soll niemals direkt ins Auge fallen, d. h. in gleicher Höhe des Arbeitenden sein, sondern sich in einem Winkel von ungefähr 45 Grad über dem Arbeitsplatz befinden. Sehr gut ist ein Lampenschirm, der das Licht nicht sich im Zimmer zerstreuen läßt, sondern es konzentriert. Sehr zu empfehlen ist die halb-indirekte Beleuchtung, d. h. eine Mattglasscheibe. Dadurch werden viele schädliche Strahlen zurückgehalten und das Licht milder für das Auge gestimmt. Dann soll die Lampe nicht allein dekorativen Zwecken dienen, also nicht möglichst hoch und in der Mitte des Zimmers angebracht sein, während der Arbeitsplatz am Fenster ist.

Die Lüftung muß reichlich sein. Keine Angst vor der frischen Luft. Die Lüftung ist einestheils eine aktive durch Öffnen der Fenster und Türen, andererseits eine passive durch die Wände. Ist also die Wohnung feucht, so lassen die Poren des Materials, die mit Wasser gefüllt sind, keine Luft durch. Die Luft wird stückig und schlägt ihren Wassergehalt an den Wänden, die kühler als die sie umgebende Luft sind, ab. Durch andauernden Aufenthalt in solchen Räumen wird die Hauttemperatur erhöht, das Blut verteilt sich an der Peripherie des Körpers und es kommt zum Schweißausbruch. Den inneren Organen fehlt das Blut und dadurch wird die Lunge zu Katarthen und Ertälungen disponiert. Einen gleichen Endeffekt hat auch die zu trockene Luft. Sie führt sehr viele Staubteilchen mit sich, die bei entsprechendem Wassergehalt der Luft zu Boden sinken würden und wirkt dadurch reizend auf die Schleimhäute der Atmungsorgane. Ihr ist auch eine große Schuld für den Ausbruch der Lungenschwindsucht zuzuschreiben. Daß der Staub viel zur Schwindflucht beiträgt, sehen wir bei den Berufen, die mit großer Staubentwicklung verbunden sind, wie bei den Metallschleifern, den Feilenbauern, den Steinklopfern usw. Beim Reinigen des Zimmers ist es deshalb ein Gebot der Hygiene, feucht aufzuwischen, damit der Staub nicht herumgewirbelt wird. Hier wäre noch zu bemerken, daß es sehr gut ist, wenn der Boden mit Einoform belegt ist, da das eine größere Reinlichkeit des Raumes ermöglicht. Der Fußboden soll nicht blank geschleuert werden, wie man es vielfach auf dem Lande sieht, sondern er soll geölt oder gebohnt sein; dadurch haftet der einmal zu Boden gesunkene Staub an und wird nicht bei jeder Luftbewegung durch Gehen im Zimmer oder Öffnen der Tür und der Fenster weiter aufgewirbelt. Daß nicht auf den Boden gespuckt werden soll, gehört nicht allein zur Reinlichkeit; denn die in jedem Auswurf befindlichen Krankheitskeime können immer neue Ansteckungen hervorrufen. Ein Spucknapf, der sich in jedem Zimmer befinden sollte, soll nie ohne Wasser sein, damit der Auswurf, wie schon oben erwähnt, nicht antrocknen und dann verstauben kann.

Ueber Heizung wäre im Sommer nicht viel zu sagen. Nur soll in Küchen, die auch zum Schlafen benutzt werden, nicht während der Nacht das Feuer weiter glimmen und dadurch die Luft verschlechtern.

Diese Ratschläge ließen sich noch sehr ins Detail erweitern, aber dafür hat ja jeder Mensch und gerade der Berliner Arbeiter schon so viele Erfahrung, daß er das für ihn Notwendige aus dem Gesagten ableiten kann.

Zum Schluß deshalb nur noch einige allgemeine Bemerkungen. Dem bescheidenen Zimmer soll versucht werden etwas Gemütliches

und Unheimliches zu geben. Denn wenn auch die Umwelt noch so trübe und trostlos aussieht und dadurch abstumpfend auf die Bewohner wirkt, so abstumpfend, daß vielen ihr Elend nicht mehr zu Bewußtsein kommt, daß sie innerlich so müde und zerbrochen sind, daß sie sich nicht mehr aufsehen können und wie gefesselte Tiere dahindröhen, so kann ihnen doch durch etwas Persönliches im Zimmer ihr individuelles Dasein zum Bewußtsein gebracht werden, daß sie zur großen Masse der Proletarier gehören, die zwar fast nichts ihr eigen nennen, aber durch ihr Menschsein ein Anrecht auf eine menschenwürdige Behausung haben. Es muß deshalb immer wieder von der Sozialdemokratie darauf hingewirkt werden, daß die Artikel der Reichsverfassung, die von ausreichenden Wohnungen für die arbeitende Bevölkerung sprechen, nicht nur auf dem Papier stehen bleiben und ihre Erfüllung auf bessere Zeiten verschoben wird, sondern daß sie die Grundlagen zum Aufstieg und zur Verbesserung des Loses der arbeitenden Klassen sind.

Die Fastenzeit der Türken.

Von Gustav Hahn.

„Ramazan geldi“ (der Ramazan ist gekommen) — so hört man jeden rechtgläubigen Türken sagen, wenn am Abend vor dem ersten Tage des Monats Ramazan die Kanonen donnern über die Häuserzeihen Stambuls dröhnen: Das ist das Zeichen zum Anfang des einmonatigen Fastens, dem sich jeder gläubige Moslem alljährlich unterziehen muß. Diese dreißigtägige Fastenzeit wird gehalten zum Andenken an die Flucht Mohammeds in die Wüste (die sogen. Hedschra) und endet mit dem großen Freudenfest Bairam.

Das Fasten ist bei den Türken äußerst streng. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang ist der Genuß jeder Speise und jeden Getränkes untersagt. Auch frange Leute können sich dem kaum entziehen. Ja, nicht einmal geraucht darf werden, was der Türke als besonders hart empfindet. Erst wenn die Sonne untergegangen ist, kann der Rechtgläubige Nahrung zu sich nehmen; er gibt sich dann auch ungezügelt den Freuden des Daseins hin, dies aber nur bis 10 Uhr (türkische Zeit ungefähr 6 Uhr morgens), dann wird zum letztenmal gegessen, aber von Sonnenaufgang ist den ganzen Tag über die größte Enthaltensamkeit geboten.

Auf diese Weise beschränkt sich das ganze Leben im Ramazan auf die Nacht; denn die Tageszeit wird mit Schlafen und Nichtstun verbracht. Während der Fastenzeit sind tagsüber die türkischen Geschäfte geschlossen, es herrscht überall die größte Ruhe. Die Behörden arbeiten nur einige Tage in der Woche, und an diesen dann auch nur einige Stunden. Am späten Nachmittag werden die Geschäfte allmählich geöffnet. Der Türke bequemt sich dann, auszugehen. Hungernd, vom Durst geplagt, nach dem Genuß einer Zigarette lechzend, mit schläfrigen, halbgeöffneten Augen, schleicht er durch die Straßen Konstantinopels. Wenn dann die Kanonen von den Kasernen Topkapi-Kischla und Top-Khane über das Häusermeer hinwegdröhnen und an den Ufern des Bosphorus ein tausendfaches Echo wehnt, dann ist die Sonne untergegangen. Mit einem glückseligen Lächeln führt dann der Türke seine Zigarette zum Munde, entzündet sie, darauf folgt ein Glas frisches Wasser, und dann erst begibt er sich zum Abendessen, „Aftir“ genannt. Nach dem Aftir verrichtet der Gläubige kein Gebet in den glänzend beleuchteten Moscheen. Dann stürzt er sich in den Strudel oft sehr fragwürdiger Genüsse, besucht die Cafés, bis gegen Morgen die Kanonenschüsse den Beginn des Fastens ankünden. Den Schluß dieser dreißigtägigen Fastenzeit bildet, wie schon bemerkt, das Bairamfest, das größte Fest der Türken. Wie die Jünger Mohammeds dem langersehnten Monatswechsel entgegensehen, der ihnen den Bairam, den islamitischen Karneval, beschert, läßt sich denken.

Die Hochstraße des Weltverkehrs.

Von Willy Möbus.

Stephenson äußerte beim Bau der Eisenbahnlinie Stockton—Darlington einmal in gehobener Stimmung, daß er glaube, daß noch einmal alle Postkutschen auf den Schienen fahren und die Eisenbahn die Hochstraße für Könige und Untertanen sein werde. Das war um 1825. Hundert Jahre später ist die ganze Kulturwelt mit Schienensträngen überzogen, die Eisenbahn ist das wirtschaftlichste öffentliche Verkehrsmittel, die Schienen sind zur Hochstraße des Weltverkehrs geworden.

Die Eisenbahnbauer hatten allenthalben mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Ueberall stellte der konservative Sinn der Menschen sich der Ausbreitung der Bahn zunächst entgegen. Schritt für Schritt mußte das neue Verkehrsmittel seinen Weg im wahrsten Sinne des Wortes erkämpfen. In Deutschland ging ein Friedrich List, der als erster ein deutsches Eisenbahnmeh in weit vorausschauender und großzügiger Weise entworfen und sein Vermögen für den Ausbau der Eisenbahn geopfert hatte, an den Intrigen der ehrenwerten „Interessenten“ zugrunde.

War das deutsche Eisenbahnmateriale während des Krieges so heruntergewirtschaftet worden, daß im Reichstage von einem Bankrott der deutschen Staatsbahnen, ja von einem Betriebspark, der eigentlich nur noch als Bruch anzusehen sei, gesprochen wurde, so ist jetzt überall wieder ein erfreulicher Aufschwung festzustellen, nachdem ein großer Teil der größten Schäden beseitigt wurde.

In ausführlicher Weise schildert nun ein umfangreiches, unter Förderung des Reichsverkehrsministers herausgegebenes Werk „Das deutsche Eisenbahnwesen der Gegenwart“ (Verlag von Reimer Hobbog) den augenblicklichen Stand der

deutschen Bahnen. Zahlreiche Fachleute haben in knappen Darstellungen die einzelnen Zweige des Eisenbahnwesens geschildert. Ein Riesennetz von achtunggebietendem Ausmaß wird vor unserem geistigen Auge aufgezeigt. Während die Länge der Eisenbahnen 1855 ohne Kleinbahnen 7610 Kilometer betrug, war sie 1913, dem letzten vor dem katastrophalen Weltbrande auf 63 623 Kilometer gestiegen. Durch den Verlust des Krieges sind der deutschen Eisenbahn einschließlich der für 15 Jahre der Ruhezugehörigkeit der deutschen Republik entzogenen Saarbahnen 7868 Kilometer Streckenlänge entzogen worden, also noch mehr als Deutschland im Jahre 1855 insgesamt Eisenbahnstrecken besaß. Es wurden an die Entente rund 9500 Lokomotiven, 18 500 Personenwagen und 253 000 Güterwagen, d. h. mehr als ein Drittel des Gesamtbestandes der deutschen Bahnen vor dem Kriege abgeliefert. Der verbleibende Rest an rollendem Material war im höchsten Grade reparaturbedürftig.

In diesem Zustand wurden die Bahnen vom Reiche übernommen, das dafür an die einzelnen Länder eine Gesamtabfindung von 39 065 Millionen Mark zahlte. Der Hauptvorteil der „Verreichlichung“ liegt nach der Ansicht der Eisenbahnfachverständigen „in der Möglichkeit der freien Entfaltung aller in den Einzelverwaltungen liegenden Kräfte zu einer systematischen und produktiven Gemeinschaftsarbeit“.

Scharf wird die Stellungnahme der Reichsbahn gegen die bekannten auf Entstaatlichung der Bahnen gerichteten Bestrebungen gekennzeichnet. Es wird darauf hingewiesen, daß auch die ehemaligen Eisenbahnminister von Breitenbach und Hoff erklärt haben, daß „weder ein Anlaß vorliegt, von einem Unvermögen der Reichsbahn zur Sanierung zu sprechen, noch daß die Befürworter der Entstaatlichungsbestrebungen wirksame Mittel besäßen, um etwa diesen Sanierungsprozeß zu beschleunigen“.

Der hohe technische Stand des Eisenbahnwesens wird in einer großen Anzahl von Kapiteln dargestellt. Auf dem Gebiete des Trassierens (der Linienführung) sind in der neuesten Zeit große vielgestaltige Aufgaben entstanden, die sich nicht auf den Bau neuer Linien, sondern auf die Vervollständigung und Verbesserung bestehender Linien beziehen, um die Leistungsfähigkeit des vorhandenen Eisenbahnnetzes zu erhöhen.

Einen guten Teil ihres Aufschwunges verdanken die Eisenbahnen der Brückenbaukunst. Ohne ihren hohen Stand wäre die Ueberwindung mancher Verkehrshindernisse fast gänzlich unmöglich geworden. Der Brückenbauer soll sicher, aber wirtschaftlich, d. h. ohne Baukostenverschwendung bauen. Den deutschen Materialprüfungsämtern gebührt unter anderem die Anerkennung für ihre zur Erforschung der Festigkeitseigenschaften der für den Brückenbau in Betracht kommenden Baustoffe geleistete Arbeit, die den Brückenbauer neben der sicheren Beherrschung der Mechanik und Statik zur Lösung seiner Aufgaben befähigt.

Der eiserne Weg selbst ist eines jener Kapitel auf dem Gebiete des Eisenbahnbaues, das bis heute noch keine reifliche befriedigende Lösung gefunden hat. „Die Schaffung einer technisch und wirtschaftlich völlig befriedigenden Schienenstößerverbindung hat sich als die schwierigste von allen im Oberbau zu lösenden Aufgaben erwiesen. Ob ihre Lösung jemals völlig gelingen wird, kann angesichts der gegebenen natürlichen Voraussetzungen zweifelhaft sein.“

Die Wichtigkeit der Signale, die Sicherung des Betriebes, die Unterhaltung der Bahn schildern besondere, recht umfangreiche und sehr interessante Abschnitte des großen Werkes. Sie geben einen Einblick in den feinen, fast wunderbaren Betrieb, in dem die Fäden aus allen Himmelsrichtungen zusammenlaufen, sie lassen eine Unsumme von Dentarbeit erkennen, die mit der Erfahrung vereint zur Sicherung des Lebens von Millionen geleistet wurde, die sich der Welt auf Schienen anvertrauen.

Der Lokomotivbau stellt an den Ingenieur wiederum ganz besondere Anforderungen. Ständig wuchs die Leistung und damit auch das Gewicht und die Größe der Maschinen und dennoch waren ihre Breite und Höhe begrenzt durch die eingeführte Regelspur von 1435 Millimetern, gemessen als Abstand der Innenseiten der Schienenköpfe, sowie durch die Höhen der Brücken, Unterführungen und Tunneldurchmesser, die im Laufe der Jahrzehnte mit Rücksicht auf die Ausmaße der ersten Eisenbahnfahrzeuge entstanden waren. Wenn dennoch die Leistungen der Lokomotiven von 20 bis 30 PS auf mehr als 1500 PS und das Dienstgewicht auf 160 Tonnen einschließlich Tender stiegen, so läßt das erkennen, daß hier die Ingenieure ebenfalls ihre Pflicht in erfolgreichster Weise getan haben. Wenn auch die heutige Lokomotive im Prinzip noch vollkommen der Stephenson'schen „Rakete“ gleicht, so sind im einzelnen doch zahlreiche und wichtige Neuerungen und Verbesserungen ausgeführt worden. Dazu gehören insbesondere die Steigerung der Dampfspannungen auf 15 bis 16 Atmosphären, die Rauchverbrennungseinrichtung, die Funkenfänger in der Rauchkammer, die Verwendung hochüberhitzten Dampfes, durch den die Zugkraft der Lokomotiven wesentlich gesteigert wurde, Versuche zur Herabminderung des Kohlenverbrauches und nicht zuletzt die Einführung der Ventilsteuerung, System Lenz, bzw. die Verwendung der ebenfalls durch einfache Ventile gesteuerten Stumpfschen Gleichstromdampfmaschine als Antriebsmittel. Daneben wurde an der Vervollkommnung der Triebwagen und der neuen elektrischen Lokomotiven erfolgreich gearbeitet und auch an der Ausbildung der Personen- und Güterwagen geschafft, deren Ladegewicht bis zu der früher für unerreichbar gehaltenen Zahl von 50 Tonnen erhöht wurde. Bemerkenswert ist hier noch die Einführung der durchgehenden Güterzugsbremse.

Eingehende Behandlung hat in dem Werke der Betrieb der Eisenbahnen in allen Einzelheiten erfahren, auch der Verwaltung und Finanzwirtschaft sind orientierende Abhandlungen gewidmet. Lehren Endes werden auch diejenigen Verkehrseinrichtungen geschildert, die mit dem Eisenbahnbetrieb in enger Verbindung zusammenarbeiten, wie das Speditionswesen, der Postverkehr, Binnenschifffahrt, Kraft- und Luftverkehrswesen.

Das umfangreiche Werk mag in den beteiligten Fachkreisen hiesig und da zur Kritik anregen. Es gibt aber dem Laien einen umfassenden Ueberblick über den Stand des modernen Eisenbahnwesens, wie er in keiner anderen Darstellung geboten wird. Es ist eine Arbeit, die größte Beachtung verdient.

Gab es ein Einhorn?

Auf dem bekannten Bilde Böllins „Das Schweigen im Walde“ verkörpert die Märchenfrau, die auf dem geheimnisvollen Einhornreiter reitet, die Romantik der rätselhaften Natur. In dieser Verwendungsform durch den modernen Meister offenbart sich die besondere Stellung, die dem Einhorn in Sage und Legende eingeräumt worden ist. Kaum ein anderes Tier hat in der Phantasie der Menschheit eine solche Rolle gespielt, und dabei hat es ein Einhorn nie gegeben. Immerhin hat man noch bis vor kurzem die Behauptung aufgestellt, daß das Einhorn gelebt habe, und zwar sei es ein aus der Eiszeit bekanntes riesiges Nashorn gewesen, das sogenannte *Elasmotherium sibiricum*, das vielleicht auch noch in geschichtlicher Zeit irgendwo anzutreffen gewesen sei. Der Wiener Paläontologe Prof. Othenio Abel weist jedoch in seinem (soeben erschienenen) Buch „Die vorweltlichen Tiere in Märchen, Sage und Aberglaube“ den Ursprung der Einhornsgeschichte eingehend nach und behandelt diese ganze Frage, die für die Geschichte des menschlichen Aberglaubens und das langame Vordringen naturwissenschaftlicher Anschauungen sehr bezeichnend ist. Die erste Nachricht über dieses sonderbare Tier wird von dem Kaiserhof des Persepolis Artaxerxes II., Kleinasien, gegeben, der dem Tiere bereits die merkwürdigsten Eigenschaften beilegt. Im Mittelalter schrieb man dem Einhorn immer wunderbare Kräfte zu; ein buntes Gemisch von Sagen umgibt das rätselhafte Tier, und in der kirchlichen Ausdeutung erscheint es bald als Sinnbild Christi oder der Jungfrau Maria, bald als Verkörperung des Glaubens und der Keuschheit. Da es niemals gelingen wollte, ein lebendes Einhorn zu sehen oder zu fangen, so berichtete die Legende, ein Einhorn ließe sich nur fangen, wenn es, gejagt, in den Schoß einer Jungfrau flüchte. Dies kam aber begreiflicherweise nur auf Bildern vor, und so finden wir denn nicht selten in der Kunst Einhornreiter dargestellt, die sich zärtlich an eine Jungfrau schmiegen. Zum Vorschein kamen nur Reste von Einhörnern, die aus dem Erdboden gegraben wurden. Diese Reste aber waren nichts anderes als Stoßzähne des Mammuts, des großen Steppenriesen der Eiszeit, dessen Reste noch heute sehr häufig entdeckt werden. Man schrieb diesen Einhörnern eine besondere Heilkraft zu, und Splitter dieses „wahren Einhorn“ wurden mit Gold aufgewogen, kostbar eingefaßt und in den Apotheken aufgehängt, von denen noch heute manche nach diesem einst größten Schatz den Namen „Einhorn-Apothek“ führt. Da nicht genug Mammutzähne aufzutreiben waren, so verkaufte man als dieses Heilmittel auch Narwalzähne, die aber als „falsches Einhorn“ erkannt und weniger hoch bezahlt wurden. Der erste, der ein Einhorn zu rekonstruieren suchte und damit überhaupt die „letzte Rekonstruktion“ eines fossilen Säugetieres bot, war der berühmte Entdecker der Luftpumpe Otto v. Guericke. Er hatte am Jeunidenberg bei Quedlinburg einen Haufen fossiler Knochen und Zähne ausgegraben, die er fühlte zu einem Skelett zusammensetzen, das später von keinem Eingeringeren als Leibniz veröffentlicht wurde. Erst im 18. Jahrhundert ließ das hohe Ansehen des „Einhorns“ nach. Damals klagte Valentin, daß die Preise des „Unicornu“ gefallen seien und daß man heute das, was für man früher Tausende von Talern bezahlt habe, um wenige Taler kaufe und die Einhörner nicht mehr in Gold und Silber, sondern an eiserner Kette aufgehängt seien.

Der Glaube an dieses geheimnisvolle Sagentier, der eine so große Literatur hervorgerufen hat, erklärt sich zwanglos aus einem Mißverständnis der Darstellung. Da nämlich der Ur oder Auerocke auf den altassyrisch-babylonischen Reliefs in strenger Profilansicht wiedergegeben wurde, so tragen hier die zweihörnigen Tiere nur ein Horn, und von diesen Stierbildern der Perser ist die ganze Vorstellung des Einhorns ausgegangen. Wenn auf den glasierten Ziegeln der persischen Kunst der Ur schon nicht mehr naturgetreu wiedergegeben wird, so liegt das daran, daß er in Mesopotamien bereits ausgestorben und zum sogenannten Tier geworden war. Der persische Arzt Kleias entnahm jedenfalls von diesen Darstellungen des Urs am Königsplatz in Persepolis seine Anschauung vom Einhorn, die dann die antiken Naturforscher, wie Aristoteles, Plinius, Aelian kritiklos übernahmen. Als das Einhorn im Mittelalter zu höchster Berühmtheit gelangte, wollten viele Reisende es leibhaftig gesehen haben. Auch heute noch lebt der Volksglaube an das Einhorn fort, indem die Bauern Stoßzähne des Mammuts, die auf ihren Feldern ausgegraben werden, als „Hörner vom Einhorn“ bezeichnen. Jedemfalls sagt Abel mit Recht: „In wenig anderen Beispielen tritt uns der trübe Gegensatz zwischen der Betrachtungsweise naturwissenschaftlicher Objekte und der ganzen Methode naturwissenschaftlicher Untersuchung von heute und einst so scharf entgegen wie bei der Einhornfrage“.

Vererbung der Talente. Gute wie schlimme Eigenschaften können sich vererben. Während die Trinkerfamilie Zero 70 minderwertige Nachkommen hatte, die dem Staate viele Millionen gekostet haben, gibt es andere Familien, deren Stammbaum uns die tröstliche Gewissheit gibt, daß auch die guten und genialen Eigenschaften sich vererben, ja sich bei einer nach rassehygienischen Grundätzen betriebenen Zuchtwahl wahrcheinlich nach wesentl. auffälliger und für die Menschheit gewinnbringender fortpflanzen würden als heute, wo die Eben nur selten vom Standpunkt der Zuchtwahl und der Züchtung geistiger Anlagen geschloffen werden. Besonders lehrreich ist der Stammbaum der Musterfamilie Bach. In fünf Generationen brachte diese Familie, deren Beispiel in der Kunstgeschichte durchaus nicht vereinzelt dasteht, unter 73 Nachkommen nicht weniger als 30 als musikalisch bekannte Menschen hervor, unter denen in der vierten Generation Johann Sebastian Bach als eines der größten musikalischen Genies der Menschheit hervortritt; weiterhin waren in der fünften Generation unter seinen 21 Kindern aus zwei Ehen sechs hervorragend musikalisch begabt, unter ihnen der auch durch den gleichnamigen Roman von Brachvogel bekannte Friedemann Bach. Auffällig ist der geringe Anteil des weiblichen Geschlechts, das nur durch ein einziges musikalisches Talent gegenüber 29 männlichen Musikern vertreten ist.

Kulturgeschichte

Pferdefleisch. Da infolge der unerschwinglichen Fleischpreise bei uns der Genuß von Pferdefleisch, das immerhin etwas billiger ist, immer mehr zunimmt, dürfte es von Interesse sein, zu erfahren, welche Völker überhaupt Pferdefleisch essen. Den Juden war der Genuß von Pferdefleisch verboten, ohne daß ein Grund angegeben war. Ueberhaupt ist man im griechisch-römischen Altertum kein Pferdefleisch, obgleich das Pferd durchaus nicht verachtet war. Nach dem hl. Hieronymus aßen Quaden, Vandalen und Sarmaten wilde Pferde. Auch die alten Germanen aßen Pferdefleisch. Man sieht also, daß wir in dieser Hinsicht wie in so manchen anderen Beziehungen wieder auf den Kulturzustand unserer Vorfahren zurückzuführen sind. Die christliche Kirche suchte den Germanen den Genuß des Pferdefleisches abzugewöhnen, doch dauerte es lang, bis sie das Verbot durchsetzen konnte. Im allgemeinen ist man das Pferd auch in den Ländern des Islam nicht, aber in der Nachbarschaft der Ursprungsstätte dieser Religion essen die Araber, die höchstens äußerlich den neuen Glauben angenommen haben, Pferdefleisch. Burckhardt berichtet in seinem Werke über die Beduinen und Wahaby, daß ein Scheich, der nichts für seine Gäste hatte, seine eigene Stute schlachten wollte; diese konnte also nicht als eine verbotene und unreine Speise angesehen werden. Wenn 1588 die nach Polen vertriehenen Tataren Pferdefleisch aßen, so hatte das bei diesen von ihren Glaubensgenossen getrennten und verkommenen Leuten nicht viel zu bedeuten, aber die Tataren an der Wolga aßen es 1715 auch. Auf Java wurde früher Pferdefleisch gegessen (vielleicht jetzt noch). Auch in China wird es gegessen, und wilde Stuten sind dort sogar sehr geschätzt. Bei den Pampas-Indianern ist Pferdefleisch sogar die Haupt- und Lieblingspeise. In Paris ist der Verbrauch von Pferdefleisch von jeher sehr stark gewesen, wenn es auch dem Publikum nicht unter dem richtigen Namen vorgesetzt wird.

Naturwissenschaft

Blumen als Schmetterlingsfänger. Die Blüten der Seidenpflanzengewächse oder Astlepiadaceen bezeichnet die Wissenschaft als Klammfalleblumen, und zwar wegen des in ihnen enthaltenen Fangapparates, mit dem sie Insekten, besonders Fliegen, einklemmen, so daß die Tiere sich nicht mehr befreien können und in der Blüte zu Grunde gehen müssen. Bisher glaubte man jedoch, daß nur kleine Insekten von den Blüten festgeklemmt werden könnten; nun aber hat man, wie Stephan neuerdings nachweist, die Beobachtung gemacht, daß der Fangapparat einer südamerikanischen Astlepiadacee so kräftig entwickelt ist, daß sogar große Schwärmer eingeklemmt und nicht mehr losgelassen werden. Die Funktion des Fangapparates geht hier in folgender Weise vor sich. Die zwei Staubgefäße haben zwischen sich einen Raum, der sich nach oben hin verschmälert, während er unten in einen kleinen Spalt ausläuft. Besitzt nun ein Schmetterling eine in der Entfaltung begriffene Blüte und taucht mit dem Rüssel in die Nektarien hinunter, so wird der Rüssel alsbald in den nach oben sehr engen Raum zwischen den zwei Staubgefäßen so fest eingeklemmt, daß er nicht mehr herausgezogen werden kann. Und da in der Blüte 10 Staubgefäße, also fünf Fangapparate vorhanden sind, so droht dem eindringenden Tier von allen Seiten Gefahr, aber wohl bemerkt nur solange, wie die Blüte nicht völlig reif ist. Denn sobald sie ihre Reife erlangt hat, kann der Rüssel des Insekts ebenso leicht wieder herausgezogen werden, wie er eingetaucht wurde. Merkwürdigerweise werden nun aber gerade diese Astlepiadaceen vor ihrer Reife häufiger von den Schmetterlingen besucht als später, wenn keine Gefahr mehr für die Tiere vorliegt. — Die bekannteste Astlepiadacee der deutschen Flora, die Schwalbenwurz, besitzt einen ähnlich funktionierenden Fangapparat, der die Rüssel aller Füße der Insekten einklemmt, jedoch so schwach ist, daß sich größere Insekten leicht losreißen können und nur kleine Fliegen z. B. stecken bleiben. Ein ganz eigenartiger

Bestäubungsvorgang läßt sich bei einer brasilianischen Rubiacee beobachten, indem den anfliegenden Insekten durch eine Federkraft der Staubfäden ganz unvermutet der Pollen auf den Rüssel geschleudert wird, worauf die Blüte sich schließt, so daß die erschreckten Tiere unverrichteter Dinge wieder abziehen müssen. Natürlich fliegt das Insekt gleich zu einer anderen Blüte, um sein Glück nochmals zu versuchen, wobei es aber gleichzeitig die Bestäubung vollzieht. Ganz ungestört sind diese Blüten aber doch nicht; denn nach zwölf Stunden öffnen sie sich wieder und spenden den Insekten reichlich Honig. Die Bestäubung hat aber dann bereits stattgefunden.

Erdkunde

Flüsse, die Fluß heißen. Eine größere Anzahl unserer Flußnamen bedeuten nichts anderes als Fluß. Darauf macht Dr. Ernst Wasserzieher in der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ aufmerksam. Elbe zum Beispiel bedeutet nichts anderes als Fließendes. Bei solchen großen Flüssen ist der Gattungsname, der erst später zum Eigennamen wird, begreiflicher als bei kleinen, denn ein Fluß wie die Elbe hat eine so überragende Bedeutung, daß er eben der Fluß schlechthin wird. In Schweden, wo so viele Flüsse nebeneinander der Ostsee zufließen, ist der Name Elbe oder Eil sehr verbreitet. Aber um die einzelnen Flüsse voneinander zu unterscheiden, muß man Bestimmungswörter hinzusetzen, wie: Talel, Torneel, Uneel usw. Im Rheinland gibt es zwei Flüßchen, die Alf heißen, und in Griechenland strömt der sagenberühmte Alpheios; diese Wörter sind mit Elbe urverwandt und bedeuten nichts anderes als „Fluß“. Ebenso ist es mit Rhein und Rhone; beide Namen bezeichnen nur einen Fluß, und das Gleiche ist der Fall beim Ebro, Indus, Ganges, Orinoko u. a., die eigentlich alle Gattungsnamen und keine Eigennamen sind. Anders liegt es z. B. bei der Saale, die Salzwasser bedeutet, und bei der Sahn, die aus Loganaha verkürzt ist, was wahrscheinlich Laugenwasser heißt nach der grauen Farbe des Flusses, die noch einige Zeit nach seiner Mündung in den Rhein deutlich erkennbar ist. Ein Ortsname, der Fluß bedeutet, ist der des jetzt so vielgenannten Fiume. Der Ort liegt in der Nordostküste des Adriatischen Meeres und hat seinen Namen von einem Küstenflüßchen, das einfach Fiume, d. h. Fluß, genannt wurde und auch keinen anderen unterscheidenden Namen brauchte, weil man eben keinen anderen Fluß kannte.

Die blutige Internationale.



Die Nationalisten aller Länder haben nur eine einzige „geistige Waffe“.